Ulrike Marie Meinhof

HEIMKINDER IN DER BUNDESREPUBLIK / AUFGEHOBEN ODER ABGESCHOBEN?

DIE HERKUNFT

Jeden Vormittag wurden die Kinder in den Garten vor meinem Fenster geschickt und sollten spielen und zankten sich. Susi, sechseinhalb, und Paul, vierdreiviertel. Die Leute mußten mal bessere Zeiten erlebt haben. Jedenfalls hatten sie an das Haus einen Schuppen angebaut mit zwei Studentenbuden. Zwischen Haus und Schuppen war der Vorgarten, jenseits des Zauns ein Pissoir und eine größere Ausfahrtstraße. Ein Pflaumenbaum trug im Herbst ein paar Pflaumen, die zu ernten meine Wirtin zu alt war. Auch machte sich keiner die Mühe, den Staub, den der Straßenverkehr hereingeweht hatte, zu bepflanzen.
Vor meinem Fenster im Vorgarten war es jeden Vormittag das Gleiche: Erst Zanken. »Gib das her!« – »Nein!« Dann Heulen und Petzen: »Muttiiii! Mutti, der Paul ist doch schon wieder ungezogen!« Dann kam die Mutti, jung und von mädchenhafter Gestalt, deren Kindergesicht aufgeweicht war von Ärgern, Hilflosigkeit und Trinken, die Züge so fahrig, daß ihr Zorn sich darin nicht einzugraben vermochte. Es gab Schläge und Schimpfe, – eben das, was man in Deutschland oft noch für Erziehung hält, auch Belehrung: »Hab' ich nicht gesagt, ihr sollt spielen? Los jetzt! So macht man das!« Und es wurde ein bißchen Staub verschaufelt; das Kind spielte aber nicht. Schließlich mußten beide ins Haus unter der Drohung, ins Bett zu kommen, kein Essen zu kriegen und noch mehr Haue.
Paul machte, obwohl bald fünf, noch täglich in die Hose. Sein Blick war blöde, seine Fingernägel waren bekaut, die Beine bekleckert mit Kot. Er lachte nicht. Er spielte nicht. Er stand 'rum. Susi, die die ersten drei Jahre bei einer Tante verbracht hatte, war sauber, lachte, wenn sie einen Grund dazu fand, spielte auch, und wenn sie nur den Kleinen tyrannisierte.
Zwischen Heulen und Keifen verging der jungen, kindlichen Frau mit dem ungestalten Gesicht ein Tag um den andern. Manchmal holte sich die Großmutter den Jungen für ein paar Tage in ihre Küche. Da kriegte er etwas Farbe, Gedeihen begann, aber er schlief mit in ihrem Bett und machte das naß, das roch, dann gab sie ihn wieder ab.
Nachbarn gossen Öl ins Feuer: »Hamse gehört, gestern Abend? Da hat er sie wieder geschlagen. Na da war wieder was los, das hätten Se mal hörn solln!«
Sechs Jahre später kam ich wieder in die Stadt. Da waren die Eltern zum zweiten Mal aus der Trinkerheilanstalt heraus, die Großmutter war ausgezogen, die Kinder im Heim, Nachbarn grinsten hinter ihren Gardinen. Sie saßen in ihrer winzigen Küche, da stand auch ein Bett drin. In verkleckertem Fusel und Wasser weichten Zigarettenkippen auf Tisch und Fußboden, im Spülstein. Kein Gas, kein Licht, kein Bettzeug, Radio und Fernseher sowieso nicht, Gerichtsvollzieher, Gaswerk, E-Werk hatten saubere Arbeit geleistet.
Vorwurfsvoll zeigte er mir seine Hammer- & Sichel-Tätowierung auf dem rechten Unterarm, Statussymbol für seinen Sinn für das Höhere. Als ich noch dort wohnte, hatte er sich mal ein Lexikon gekauft, das hatte 140 Mark gekostet und sollte in vierzehn Monatsraten abgestottert werden. Alle hatten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, er war aber hartgeblieben, sagte, da steht alles drin, alles, was es überhaupt gibt, das lese ich, dann geht es uns besser. Sechs Jahre später: aus der Traum, die Kinder im Heim.

Aus solchen Verhältnissen kommen Heimkinder. Circa 50 000 in der Bundesrepublik. Weitere 50 000 sind Waisenkinder, Scheidungswaisen, uneheliche Kinder, eben obdachlose, wo für die Versorgung gleichfalls nichts anderes übrig bleibt als das Heim.

Heimkinder sind Außenseiter. Nicht nur weil gewöhnliche Kinder nicht im Heim aufwachsen, sie stammen meist auch aus Außenseiterfamilien. Die Kinder können nicht dafür; von einem bestimmten Alter an mag jeder für sich selbst verantwortlich sein, Kinder sind es nicht.
Die Frage, die hier untersucht werden soll, ist die: Gibt die Gesellschaft Heimkindern eine Chance? Sind deutsche Kinderheime Ghettos oder Orte der Integration, wo dem Kind die Geborgenheit vermittelt wird, die seine Familie ihm versagt hat, die es aber braucht, um das Leben meistern zu können? Psychologie, Medizin und Pädagogik liefern die Maßstäbe, an denen gemessen werden soll, was wir in zahllosen Besichtigungen, in Gesprächen mit Praktikern über deutsche Kinderheime in Erfahrung gebracht haben.[1]

DAS BEWUSSTSEIN VON HEIMKINDERN

Paul ist jetzt zehn Jahre alt. Mit acht ging er zur ersten Kommunion. Davon liegt ein Familienfoto vor, da war die Familie das letzte Mal zusammen, der Bub in Sonntagskleidern und gekämmt, das hat die Großmutter aufbewahrt. Seitdem hat er sich kaum verändert. Er ist hoch aufgeschossen, schmal und großäugig. Auf den ersten Blick scheint er ein Junge normaler Herkunft, normaler Zukunft zu sein. Er lebt in einem Heim des Caritas-Verbandes, das von katholischen Schwestern geführt wird. Die Oberin – eine kluge, aller Prüderie überlegene Frau – erzählt:
Es sei schlimm mit ihm. Er sei aggressiv und unberechenbar. Beim Essen sei er neulich aufgestanden und habe dem Jungen gegenüber einfach eine 'runtergehauen. Warum, sagte er nicht, und der Junge gegenüber habe es offenbar auch nicht gewußt. Nein, bestraft habe man ihn nicht. Schläge, Essensentzug, vorzeitiges Ins-Bett-Schicken kommen nicht in Frage – abgesehen davon, daß das ohnehin indiskutable Methoden sind. – Verprügelt worden sind diese Kinder schon vielzuviel; man kann ein Heimkind auch nicht über die Schlafenszeit hinaus ins Bett schicken, diese Kinder schlafen ohnehin schlechter als andere. Paul ist in der ersten Zeit fast jede Nacht aufgestanden und hat das Schlafzimmer gefegt. Diese Kinder haben doch Sorgen, können nicht schlafen. Eins sprach immer im Schlaf: Du bist keine gute Mutti, du nicht! Ein Zehnjähriger malte ein Bild: Vater schlägt meine Mutter, Paul malte sich immer als Schwimmer im Wasser, als einen ohne Halt, ohne Grund, ohne Ufer. Im Aufnahmeheim der Stadt läßt man Testzeichnungen machen und erlebt immer wieder, wie die Motive wiederkehren: Schwimmer, Fallschirmspringer zwischen Himmel und Erde baumelnd, Seiltänzer, die in schwindelnder Höhe mühsam Balance halten oder abstürzen.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, Kinder hätten kein Bewußtsein von sich selbst. Schon in den dreißiger Jahren wurden Untersuchungen darüber vorgelegt[2], aus denen hervorgeht, daß Kinder in unglücklichen Verhältnissen sich genauso wenig Illusionen über ihre Lage machen wie die Erwachsenen und genauso darunter leiden. Sicherlich darf das, was Hildegard Hetzer über das Bewußtsein ungepflegter Kinder schreibt, auf das Kind aus zerrütteter Familie und auf das Heimkind übertragen werden:
»Man hat sich nur zu gerne damit beruhigt, daß der Arme subjektiv gar-

1 Denen, die uns dabei halfen, soll hier gedankt sein. Sie überwanden ihr Mißtrauen gegenüber einer Presse, die allzuoft sensationslüstern und arrogant über Mißstände herfällt, mehr um ihre Schlagzeilen als um Reformen besorgt, Einzelfälle pädagogischen Versagens aufbauschend, ohne die Ursachen zu erkennen, durch Indiskretion mehr Schaden anrichtend als die Isolation, in der sich die deutsche Heimerziehung infolge mangelhaften Interesses der Öffentlichkeit befindet. Es ist selbstverständlich, daß die Kindergeschichten, die hier erzählt werden, verändert wurden, sodaß die Betroffenen sie nicht wiedererkennen werden, im übrigen sind die Fälle, die erzählt werden, Einzel-, nicht Ausnahmefälle. Sie belegen nicht nur, was theoretisch zu erörtern ist, sie geben auch einen Einblick in die Praxis der Heimerziehung.
2 *Hildegard Hetzer: »Kindheit und Armut«*, Leipzig 1937.

nicht so sehr unter den Folgen seiner Armut leide. Man hat diese Ansicht mit der Behauptung gestützt, daß der Arme eben subjektiv viele Bedürfnisse garnicht kennt, deren Unerfülltsein dem wohlgepflegten Menschen unerträglich wird, daß er an das Ertragen von Armut von klein auf gewöhnt, gegen ihre Wirkungen abgestumpft ist, daß er überhaupt nicht in demselben Maß Leid zu empfinden fähig ist wie der gepflegte Mensch. Daß diese Anschauung durchaus unzulässig ist und Armutserlebnisse auch beim Kinde sehr viel häufiger sind, als man schlechthin anzunehmen geneigt ist, kann heute schon ... bewiesen werden.«

Die Autorin führt den Beweis anhand von Kinderäußerungen, die sie als Leiterin eines Kinderhortes in den zwanziger Jahren in Wien gesammelt hat:

»Ein fünfjähriges Mädchen: ›Und weil ich gelacht hab', wie der Vater so geschrien hat am Samstagabend, hat er den Schürhaken genommen und hat mich gehaut. Und ich hab' gestern garnicht auf die Straße geh'n können.‹

Ein neunjähriges Mädchen: ›Die Mutter sagt immer, sie weiß nicht, warum ich in die Schule geh' ... Und wenn ich nicht in der Schule war, lachen mich dann die andern aus, wenn ich was nicht kann.‹

Ein Dreizehnjähriger: ›Die L. hat einen ganzen Haufen Bücher, die kann auch immer lesen; denn sie muß nicht arbeiten, wenn sie die Aufgaben fertig hat. Ich hab' einmal von meiner Frau Lehrerin ein Geschichtsbuch bekommen. Aber unsere Mitzi hat mir das zerrissen.‹ «

Daß nicht alle Kinder ihre Gedanken und Gefühle artikulieren können, daß selten ein Heimkind einen Protokollanten neben sich hat, der seine Äußerungen notiert, daß Hildegard Hetzers Buch seit dreißig Jahren die letzte Untersuchung über das Bewußtsein ungepflegter Kinder von sich selbst ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß Kinder unter dem, was ihnen zustößt, nicht minder leiden als Erwachsene.

ALTERSGRUPPEN-HEIME

Wenn Heimleiter und Erzieher wissen wollen, was die Kinder im einzelnen quält, sind sie in der Regel auf Vermutungen angewiesen. Bei Paul nimmt man an, daß das Schlimmste für ihn die Trennung von seiner Schwester war. Das einzige Heim, das damals Geschwisterkinder aufnehmen konnte – schulpflichtige und nichtschulpflichtige – war belegt, man konnte aber nicht warten, bis Plätze frei wurden, denn die Mutter der Kinder war weggelaufen und sie mußten kurzfristig untergebracht werden. Es war kurz vor Weihnachten, eine Situation, in der Mütter weglaufen, – die Behörden kennen das. Kein Geld im Haus; große Erwartungen bei den Kindern; riesiger Einkaufsrummel; der Zwang, sich daran zu beteiligen, will man nicht zum Außenseiter abgestempelt werden, isoliert, sich selbst und der Umwelt suspekt. Dann kann der wirtschaftliche Druck, unter dem solche Familien sowieso – aus was für Gründen auch immer – stehen, unerträglich werden, ihre Widerstandskraft, gemeinhin Charakter genannt, ist verbraucht. Oft kommen die weggelaufenen Mütter nach den Festtagen wieder, holen sich ihre Kinder aus Nachbarschaft und Heimen wieder ab, die Kinder werden nicht zu Heimkindern, die Familien nicht zum Behördenfall, behalten vielmehr ihre Ordnung, recht und schlecht, immerhin.

Susi kam in ein Heim für schulpflichtige Kinder, Paul in ein Kleinkinderheim. Das Waisenhaus alten Modells versammelte Kinder aller Altersstufen nach Jungen und Mädchen getrennt, in riesigen Häusern, Schlafsälen, Spinnstuben. Das Waisenkind wurde kaserniert, das Heim war die Anstalt. Die Auflösung dieser Kinderkasernen war ein Gebot der Menschlich-

keit. Was Pestalozzi 1799 über seinen Aufenthalt in Stans schrieb, was ihm überragendes pädagogisches Einfühlungsvermögen eingab, »daß die Vorzüge, die die häusliche Erziehung hat, von der öffentlichen müssen nachgeahmt werden, und daß die letztere nur durch die Nachahmung der ersten für das Menschengeschlecht einen Wert hat,«[3] wissen heute alle, die wissenschaftliche Information oder praktische Erfahrung in Sachen Heimerziehung haben. Nicht die Kaserne, nicht die Schule, nicht das Jugendlager können Modelle für Heimerziehung sein, sondern nur die Familie, wo große mit kleinen Kindern aufwachsen, in kleinen, übersichtlichen Gruppen, mit ein oder zwei oder drei Erwachsenen verschiedenen Alters, verschiedenen Geschlechts in alltäglicher, kontinuierlicher Gemeinschaft. Altersgruppenheime bedeuten für die Kinder: häufiger Heimwechsel, Wechsel des Pflegepersonals, Trennung von Freunden und Geschwistern.
Bei Neugründungen und Neubauten wird das heute berücksichtigt, aber die Mehrzahl der über 1000 Kinderheime in der Bundesrepublik sind immer noch Altersgruppenheime – Säuglingsheime, Kleinkinderheime, Schulkinderheime, Lehrlingsheime. Mag dieser Mißstand in zwanzig bis dreißig Jahren behoben sein, noch sind rund 100 000 Heimkinder nach Altersgruppen getrennt, wechseln die Heime, das Pflegepersonal, die Umgebung, nehmen Schaden an ihrer Seele.

HILFEN UND ERSCHWERNISSE

Paul für seine Person hatte Glück. Nach einem Zwischenaufenthalt in einem Kleinkinderheim kam er in das Haus des Caritas-Verbandes, wo er heute noch ist. Das ist in einer westdeutschen Großstadt, deren Einwohner in der Mehrzahl evangelisch sind, wo es unter rund dreißig Kinderheimen nur zwei katholische gibt, wo man aus der Not der Diaspora eine pädagogische Tugend gemacht hat: in diesem Heim sind Kinder im Alter von eineinhalb bis sechzehn versammelt. Paul brauchte das Heim nicht zu wechseln, als er zur Schule kam, und die katholische Ordensschwester, die seine Gruppe betreut, die hat nicht geheiratet, die nimmt keine neue Stelle an, die ist immer da.
Nur einmal wäre es beinahe schiefgegangen. Die Schule forderte einen Heimwechsel, man sehe sich nicht in der Lage, ihn länger zu beschulen. Er laufe mitten in der Stunde 'raus, zerkrümmle seine Hefte, schlage die anderen Kinder, sei unberechenbar, unerträglich. Die katholischen Schwestern lehnten ab; sie weigerten sich, den Jungen auch noch die deutsche Schulmisère entgelten zu lassen, dessen Schuld es nicht ist, daß deutsche Volksschulklassen überfüllt sind und die deutsche Volksschule kaum darauf eingerichtet ist, Kinder randständiger Familien zu betreuen und zu fördern.
Paul blieb auf der Schule und in dem Heim, und solange seine Eltern in der Trinkerheilanstalt waren, ihn nicht besuchen konnten – was sie jetzt wieder tun –, bekam er sogar Besuchs-Paten; ein Lehrer-Ehepaar, das sonntags kam, ihn auch mit zum Rummelplatz nahm und zu sich nachhause, zu Kakao und Kuchen.

Mindestens alle vierzehn Tage müßten die Kinder 'raus aus dem Heim, sagte die Oberin, irgendwohin, wo normale Menschen in normalen Familien leben. Es sei nicht immer leicht, Paten zu finden, aber mit der katholischen Gemeinde hier in der Diaspora könne man rechnen, es ginge. Um die Bedeutung der Patenschaften zu erklären, erzählte sie einen Fall, der mißlang:
»Es war ein schwieriges Kind, deshalb gaben wir dem Ehepaar, das sich anbot, eben dieses Kind und baten sie, darauf zu verzichten, sich selber eins auszusuchen. Das Kind machte nicht mehr ins Bett, seitdem es die Paten

---

3 »Pestalozzi – *Ausgewählte Schriften*«, herausgegeben *von Wilhelm Flitner*, Düsseldorf und München 1954, Seite 102.

hatte. Das haben wir öfters, daß Bettnässer nicht naßmachen, wenn sie sich auf den nächsten Tag freuen. Wir dachten schon, dem Kind sei geholfen, und hofften, die Leute würden es ganz in Pflege nehmen. Aber eines Tages kamen sie nicht und riefen an, es sei ihnen schrecklich peinlich, aber das Kind sei so ungezogen, sie trauten sich das nicht länger zu, es tue ihnen furchtbar leid. Das Kind hat tagelang geweint und hat wieder ins Bett gemacht und hat eingekotet, und ob es je wieder Vertrauen zu einem Menschen fassen wird, wissen wir nicht.«
Es gebe übrigens auch manchmal Angebote, daß Leute ein Kind zu Weihnachten bescheren wollten, das sei aber nichts, Pfefferkuchen könnten die Kinder auch im Heim haben, auch einen Weihnachtsbaum und schöne Geschenke. »Was die Kinder brauchen, sind dauerhafte Beziehungen.«

Paul ist jetzt im vierten Volksschuljahr. Einmal ist er sitzengeblieben. Er wird mindestens bis zur Schulentlassung bei den katholischen Schwestern bleiben.
Susi hatte zunächst kein Glück. Jetzt soll sie wieder bei der Tante sein, bei der sie schon ihre ersten drei Lebensjahre verbrachte.
Die Geschichte passierte, da war sie schon im dritten Schuljahr. Acht Kinder aus dem katholischen Heim, in dem sie lebte, gingen in die Schule. Sie waren immer ordentlich angezogen, freundlich, vielleicht ein bißchen zu brav, aber wem fällt das schon auf in einer großen Schule. Bis es eines Tages doch auffiel, weil die Kinder so blaß waren und stiller noch als sonst und im Unterricht nicht mehr mitmachten, gerade die acht aus dem Heim. Und dann kam es irgendwie 'raus: In dem Heim war die Oberschwester gestorben, und da hatte man die Kinder veranlaßt – wer wird schon von Zwang reden –, immer zwei und zwei drei Tage lang die Totenwache zu halten, auch nachts. Drei Stunden lang – oder waren's vier –, im Turnus ...
Es hat einen Prozeß gegeben, den Verantwortlichen ist die staatliche Anerkennung als Erzieher entzogen worden. Das Heim ist in einer Kleinstadt mit überwiegend katholischer Bevölkerung.

Der Caritas-Verband führt in der Bundesrepublik 300–400 Kinderheime. Außer dem Caritas-Verband unterhalten Kinderheime die Innere Mission der Evangelischen Kirche, der paritätische Wohlfahrtverband, die Arbeiterwohlfahrt, das Deutsche Rote Kreuz, die Zentrale Wohlfahrtstelle der Juden, sowie Länder und Gemeinden. Sie alle leben von öffentlich und privat aufgebrachten Geldern.

II.

Margarete M. wurde am 20. Oktober 1965 morgens um 4 Uhr 30 im Vergnügungsviertel einer Großstadt, auf der Straße vor einem Twistschuppen liegend, gefunden. Sie hatte einen Pervitin-Rausch und war volltrunken.
Margarete M. war damals sechzehn Jahre alt. Als man sie fand, trug sie einen Pelzmantel, darunter Büstenhalter und Höschen – in lila und schwarz –; ihre Stöckelschuhe waren mindestens eine Nummer zu groß. Sieben Stunden vorher hatte ihr noch eine Stationsschwester in einem Krankenhaus Gute Nacht gesagt, dann war sie weg, im Nachthemd mit dem Morgenmantel einer Mitpatientin.
Margarete M. war im Sommer 1965 in ein geschlossenes Heim für minderjährige, gefährdete Mädchen eingewiesen worden. Von dort aus ging sie im Oktober '65 wegen einer kleinen Operation für drei Tage ins Krankenhaus. Nein, es war keine Schwangerschaftsunterbrechung, die Sache war harmlos. Am 19. Oktober war sie operiert worden, am 20. früh fand man sie. Als sie identifiziert, der Magen ausgepumpt, beide Räusche ausgeschlafen waren, wurde sie in die Frauenklinik zurückgebracht. Die Kriminalbeamtin, die das alles besorgte, war dieselbe, die sie im Sommer ins Heim gebracht hatte. Der gegenüber konnte Margarete M. ihre Identität nicht leugnen.

Am nächsten Abend war sie wieder weg. Peterwagen schwärmten aus, das Vergnügungsviertel jener Großstadt wurde von der Sittenpolizei durchkämmt, indes sich die Leiterin des Heimes für gefährdete Mädchen die Personalakte von Margarete M. holte, um eine erneute Eintragung zu machen. Die Akte begann mit der Eintragung der Klinik, in der Margarete M. geboren war.

ADOPTION

Geboren am 19. März 1949. Geburtsgewicht 3200 Gramm. 48 cm lang. Mutter Hilfsarbeiterin. Vater unbekannt.
25. März '49: Adoptionsantrag der Mutter. Übernahme des Kindes in das Säuglingsheim A.
10. Juni '49: Mutter zieht Adoptionsantrag zurück.
Bericht der Fürsorgerin K.: »Die Mutter von Margarete M. hat sich entschieden, das Kind doch zu behalten. Sie hat jetzt – wie sie mir glaubhaft versicherte – einen Freund, den sie heiraten wird, sobald sie eine Wohnung haben. Dann will sie das Kind zu sich nehmen. Nachdem sie bei meinen ersten beiden Besuchen nur negativ von dem Kind sprach und mir erklärte, die Behörden sollten sehen, was sie damit machten, sie habe kein Interesse daran, scheint sich ihr Verhältnis zu dem Kind – offenbar unter dem Einfluß des Freundes – geändert zu haben. Wenn ich sie sonst auf ihre eigene Kindheit ansprach und sie daran erinnerte, daß sie ja schließlich auch mal eine Mutter hatte, winkte sie immer nur heftig ab, – sie könne sich an ihre Mutter kaum erinnern, die sei nur manchmal zu Besuch gekommen und habe sie dann immer verhauen. Sie sei aber auch kein besonders artiges Kind gewesen. Einen Vater habe sie nicht gehabt, der sei auch überflüssig. Sie sei immer nur bei Verwandten gewesen, auch ein paar Mal im Heim, da habe es ihr jedenfalls besser gefallen als bei der Mutter. Ich glaube, daß diese Äußerungen dazu beitragen können, das Verhalten von Margaretes Mutter zu ihrem Kind zu erklären.«
Der Adoptionsantrag konnte zurückgezogen werden, weil gemäß BGB 1747/2 Kinder unter drei Monaten nicht zur Adoption freigegeben werden. Solange hat die Mutter die Chance, ihre Entscheidung zu überdenken, eventuell zu korrigieren. Die Äußerungen der Mutter legen die Vermutung nahe, daß sie selbst – unehelich geboren – ein ungeliebtes Kind war. Unverhältnismäßig viele uneheliche Mütter sind selbst uneheliche Kinder[4]; Lieblosigkeit machte sie haltlos.

HEIMWECHSEL

Tatsächlich fand die vorgesehene Heirat nicht statt, und Margarete M. blieb erstmal im Säuglingsheim. Als sie sechseinhalb Monate alt war, wurde sie krank, mußte ins Krankenhaus, blieb dort vier Wochen, und als sie wieder herauskam, passierte das, was Heimkindern sehr oft passiert: Margaretes Platz im Heim war belegt worden, sie mußte in ein anderes Säuglings- und Kleinkinderheim. Dort hätte sie bis zu ihrem zweiten Geburtstag bleiben können, wenn man nicht im Mai 1950 mit dringend fälligen Umbauten begonnen hätte, sodaß ein Teil der Kinder verlegt werden mußte. Margarete, jetzt vierzehn Monate alt, kommt in das nächste Heim. Mit drei Jahren wurde sie dann vom städtischen Kinderheim E. übernommen, dem fünften, in dem sie war; und bereits ein halbes Jahr später wurde sie neuerdings verlegt. Jede dieser Verlegungen hatte triftige Gründe.
Was da mit Margarete M. gemacht wurde, passiert fast allen Heimkindern, es wäre nichts Besonderes dabei, wenn es nicht mörderisch wäre.

4 Daß uneheliche Mütter oft aus unvollständigen Familien stammen, fand auch *C. Haffter: »Kinder aus geschiedenen Ehen«*, Bern 1948, Seite 140.

Schreibt *Annemarie Dührssen*[5]: »Ich halte es für ausgeschlossen, daß ein junger Hund, den man während der Jungtierperiode sechs Mal das Muttertier wechseln läßt, eine solche Prozedur lebend überstehen würde, oder daß überhaupt irgendein anderes Tier diese Plastizität aufbrächte, und ich bin tatsächlich der Ansicht, daß gerade diese weitgehende Plastizität junger Kinder es ist, die dazu verführt, ihnen Lebensbedingungen zuzumuten, die sie dann doch schließlich nicht mehr vertragen.« Auch Margarete M. vertrug sie nicht. Mit einem Jahr saß das Kind noch nicht, mit zwei Jahren lief es noch nicht, mit drei Jahren sprach Margarete fast noch nichts, mit vier machte sie Groß und Klein noch in die Hose. Da wandte sich die Mutter endgültig von dem Kind ab, nun solle man es aber adoptieren lassen, sie habe jetzt genug davon.

Aber zur Adoption war es zu spät, und auch in eine normale Pflegestelle konnte Margarete nicht mehr vermittelt werden. Kein Mensch hätte dieses Kind freiwillig nehmen mögen. Alle früheren Bemühungen der Jugendbehörde, es in eine Pflegefamilie zu geben, statt es im Heim zu lassen, waren am Willen der Mutter gescheitert, – sie hatte befürchtet, ihr Kind würde zu einer fremden Frau »Mama« sagen. Die Mutter bekam – gemäß geltendem Elternrecht[6] – ihren Willen, das Kind den Heimschaden.

Als Margarete vom vierten ins fünfte Heim kam, war sie noch ein ganz liebes Kind gewesen und war auch sauber. Das war einer Tante zu verdanken, die sie öfter auf den Arm genommen hatte, sie ein bißchen bevorzugte, ihr bei ihren Gehversuchen geholfen hatte; Margarete hatte sie »Mein Erika« genannt. Als man das Kind von »Mein Erika« trennte, tat man ihr an, was in der Erwachsenenwelt »Todeserlebnis« heißt. Sie reagierte mit erneutem Einnässen und Koten, mit Bock und Unverträglichkeit und wurde in dem neuen Heim als schwererziehbar befunden. Sie war aber nicht schwererziehbar, sie war nur fertig. Sie konnte nicht viel soziales, harmonisches Verhalten bieten, zu wenig davon war ihr gegeben worden.

So hygienisch perfekt deutsche Säuglingsheime sind, so menschlich verödet sind sie. Die Beobachtungen, die Annemarie Dührssen machte, können hier leider nur bestätigt werden: »So ist zum Beispiel die Betreuung der Säuglinge durch besondere Eigenheiten ausgezeichnet, die wohl in den meisten Säuglingsheimen die gleichen sind: Eine extreme Verarmung an dinglichen Reizeindrücken …, meist Farblosigkeit, weiße getünchte Wände, kaum eigenes Spielzeug für das Kind … und (natürlich das wichtigste) ein Pflegepersonal, das nicht in der Lage ist, ausreichend Zeit zu herzlicher Kontaktnahme … zur Verfügung zu stellen. Zärtlichkeit, Streicheln, Lächeln, Zuspruch bei der Entwicklung der ersten kindlichen Befähigungen spielen in der Betreuung dieser Kinder quantitativ kaum eine Rolle. Die Fütterung der Säuglinge geht mechanisiert und in Hast vor sich … Serienmäßig werden die Kleinen getöpft. Das charakteristische Bild einer solchen Station zeigt die festgebundenen kleinen Kinder, wie sie auf ihren Töpfchen durch die Gegend rutschen, ohne daß jemand dabeisitzt … Von dem knappen Pflegepersonal werden sie viel länger als berechtigt im Bettchen

---

5 *Annemarie Dührssen: »Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung«*, Göttingen 1964, 2. Auflage, Seite 139.

6 Gesetz für Jugendwohlfahrt vom 11. August 1961, § 3 (2): »Den Wünschen der Personensorgeberechtigten, die sich auf die Gestaltung der öffentlichen Jugendhilfe im Einzelfall richten, soll entsprochen werden, soweit sie angemessen sind und keine unvertretbaren Mehrkosten erfordern.«

gehalten. Hilfe und Unterstützung beim ersten Kriechen, Stehen oder Gehen erfahren sie natürlich so gut wie überhaupt nicht.«[7]
Die durch menschliche Vernachlässigung entstehenden Schäden sind irreparabel, im späteren Leben der Kinder nicht wiedergutzumachen, nicht aufzuholen. Dührssen formuliert mit erschütternder Schärfe: »Sicher hingegen scheint mir zu sein, daß in einem Prozentsatz, der praktisch gesehen auf keinen Fall vernachlässigt werden darf, Kinder Leistungsstörungen und emotionale Unsicherheit erwerben, die ... ihre Analogie in organischer Hirnschädigung von erwachsenen Patienten haben.«[8]

DIE ROLLE DES 1. LEBENSJAHRES

In Harlows Versuchen mit Rhesusaffen[9] wurden Affenkindern Ersatzmütter gegeben: ein nacktes Drahtgestell mit Flasche und ein zweites, das noch mit Frotté bespannt war. Die Affenkinder bevorzugten das mit Frotté bezogene Drahtgestell nicht nur zum Trinken, sondern verhielten sich auch sonst ihm gegenüber normal: flüchteten sich dorthin, suchten dort Schutz, wenn sie in Schrecken versetzt wurden. Wurden sie mit dem nackten Drahtgestell alleingelassen, so tranken sie dort zwar, flüchteten sich aber nicht mehr dorthin, wenn sie Angst hatten, sondern erstarrten nur. Harlow kommentiert: »Diese Beobachtungen legen nahe, daß auch der Mensch nicht von Milch allein leben kann«.
Mitscherlich: »Die Versuche Harlows führen aber noch weiter: Läßt man Rhesus-Junge gänzlich ohne Mutter und Mutterersatz aufwachsen und bietet ihnen im achten Monat eine Stoffmutter an, so reagieren sie nicht mehr auf sie. Das veranlaßt zu dem Schluß, daß die Möglichkeit zur Entwicklung des spezifischen affektiven Sozialkontaktes, den wir mit den Worten ›Liebe zur Mutter‹ umschreiben, nur in einer beschränkten, definierbaren Periode besteht ... ›Hat das Kind in dieser Zeit nicht lieben gelernt, so wird es niemals lieben können.‹ «
Schließlich zeigten Harlows Rhesusaffen, zur Geschlechtsreife herangewachsen, keinerlei Paarungsverhalten. »Harlows These, daß ein Kind rechtzeitig leben gelernt haben müsse, um später liebesfähig zu sein, ist durch die konsequente Auslöschung der sexuellen Erregbarkeit des geschlechtsreifen Tieres belegt.« Als es dann doch gelang, einige mutterlos oder mit Attrappen aufgezogene Weibchen zur Paarung zu bringen, verhielten diese sich völlig teilnahmslos gegenüber ihrem Kind, obwohl das Kind normal auf sie reagierte. »Sie sahen nie das Kind, ›sondern starrten ins Leere‹.«
Mitscherlich: »Die Affen, die unter menschenähnlichen Bedingungen insofern aufwachsen, als ihnen ein Verlust der Mutter zustößt, den sie in ihrer Umwelt nicht überleben würden, oder die auf eine Mutterattrappe angewiesen sind, die in etwa einer ihrem Kind entfremdeten Menschenmutter gleichgesetzt werden kann« (sicherlich auch der überlasteten und wechselnden Krankenschwester oder Erzieherin), »die Affen entwickeln im späteren Leben Reaktionsdefekte, die den menschlichen aufs Haar gleichen. Wir müssen hinzufügen, daß diese Defekte beim Menschen durch die spezifischen Ich-Leistungen, etwa durch Einsicht, nicht korrigiert werden können. Diesen Verödungen gegenüber ist Einsicht machtlos.«
Mitscherlich weist auch auf die Beobachtungen hin, die René Spitz in einem Säuglingsheim machte, in dem jede Schwester zwanzig Kinder zu versor-

7 *Annemarie Dührssen, am angegebenen Ort Seite 43.*
8 *Annemarie Dührssen*, ebenda Seite 137.
9 *Alexander Mitscherlich: »Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft – Ideen zur Sozialpsychologie«*, München 1963, Seite 97 und folgende.

gen hatte, sodaß die Zeit zu knapp war, die Kinder aufzunehmen, herumzutragen, zu wiegen, ihnen liebevoll und beruhigend zuzureden. »Der Kausalnexus scheint gesichert, daß als Folge dieser Behandlung eine erschrekkend hohe Sterblichkeit, reaktive Depressionen und eine allgemeine Entwicklungsverlangsamung auftraten.«
Ursular Stier[10] hat parallel zu diesen Erfahrungen bei einer Gruppe von hamburger Heimsäuglingen festgestellt, daß die Erkrankungshäufigkeit bei ihnen dreizehnmal größer war als bei Familiensäuglingen. Wenn ihre Sterblichkeit trotzdem nicht größer sein sollte als die von Familiensäuglingen, dann wohl aus jenem Grund, den Annemarie Dührssen betont: »Der gegenwärtige Stand der Medizin, kinderärztliche Kunst und umfangreiche fürsorgerische Planung haben es erreicht, daß das Leben solcher Kinder erhalten bleibt.«[11] Gewiß ist, daß kaum hygienische Vernachlässigung, aber menschliche Vereinsamung es ist, was diese Kinder krankmacht.

GRUPPEN-KAMERADSCHAFT

Ostern 1956 kam Margarete M. – siebenjährig – in die Schule; ein Jahr später wird sie in die Sonderschule umgeschult, gleichzeitig wird sie in ein Heim für minderbegabte Kinder – nicht etwa ein heilpädagogisches Heim, sondern das Produkt eines mechanistischen, fast militärischen Ordnungsgeistes, der gegen alle pädagogische Vernunft immer neue Isolierstationen schafft, zwecks Abschiebung – verlegt.

Zwar hat Margarete eine normale Intelligenz, ihr schulischer Mißerfolg war vielmehr durch einen gravierenden Rückstand im Sprechen zu erklären, wie er häufig bei Heimkindern beobachtet wird. Der mangelnde Kontakt mit Erwachsenen führt dazu, daß diese Kinder sich mit einem relativ kleinen Vokabular begnügen und keinen Wert auf grammatisch richtige Satzbildung legen. (20–24 Prozent aller Heimkinder sind Hilfsschulkinder, von Familienkindern nur 3–4 Prozent.[12])

Überraschend schnell lebte sich Margarete M. in dem neuen Heim ein. Ein uraltes Haus, Schlafsäle mit 20 Betten. Hier trugen die Kinder auch noch Anstaltskleider: Die Jungen braune Kordanzüge, wie die Männer von der Müllabfuhr, die Mädchen bunte Kleider mit blauen Schürzen, wie Küchenmädchen in Krankenhäusern. Hinzu kamen Stockflecke, verkratzte Wände, abgeblätterte Farbe, – ein trostloses Haus. Wenn es hier einmal nicht nach Kloo roch, dann nach Seifenlauge.
Daß Margarete sich gut einlebte, kam durch die Geschichte mit dem Fisch. Sie war erst zwei Tage dort, da gab es Fisch. Den mochte Margarete nicht. Sie aß die Kartoffeln, den Fisch ließ sie liegen. Der Heimleiter ermahnte sie, nun endlich zu essen, sie weigerte sich, er bleibt hart, sie auch. Er nahm sie mit in sein Zimmer, setzte sie an den Besuchertisch und ließ sie da vier Stunden sitzen, heulend, mit dem Fisch, den sie nicht aß. Schließlich wurde der Mann 'rausgerufen, wegen eines Anrufs, einer Küchenlieferung, Besuch – ist ja egal, da schlüpfte ein anderes Kind blitzschnell durch die Tür, verschlang den Fisch und 'raus. Als der Heimleiter wiederkam und sah, daß der Fisch gegessen war, sagte er: »Siehst du, nun bist du brav, nun darfst du gehen.«

Die Geschichte ist ruchbar geworden – sonst könnten wir sie ja nicht erzählen –, es hat mörderisch Krach gegeben. Aber der zuständige Behörden-

10 *Ursula Stier: »Sozialhygienische Erhebungen an Hamburger Heimkindern«*, Dissertation, Hamburg 1963, Seite 91.
11 *Annemarie Dührssen*, am angegebenen Ort Seite 138.
12 *Ursula Stier* fand in der von ihr untersuchten Gruppe von hamburger Heimkindern 24 Prozent Hilfsschüler (Seite 116), *Dührssen* fand in ihrer – sehr viel kleineren – Gruppe 20 Prozent Hilfsschüler (Seite 91).

mann machte sich auch keine Illusionen darüber, daß er diesen sturen, autoritären Erziehertyp nicht loswerden kann, solange unter so miserablen Bedingungen wie in diesem Heim gearbeitet werden muß. Jüngere, besser ausgebildete Kräfte sind kaum bereit, sich einem Heim wie diesem zur Verfügung zu stellen. Solange der Neubau aber nicht fertig ist, kann auch das Haus nicht eingerissen werden, ohne die Kinder obdachlos zu machen.
Daß Margarete M. sich in dem neuen, scheußlichen Heim schnell wohlfühlte, war keinem Fortschritt in der deutschen Heimerziehung zu verdanken, sondern der fabelhaften Fähigkeit der Kinder, sich notfalls selbst zu helfen. Es ist von solchen Erfahrungen aus den israelischen Kibuzzim berichtet worden[13]: »Wenn die Elterngemeinschaft aus irgendeinem Grund fehlt, kann die Gruppenkameradschaft diesen Mangel bis zu einem gewissen Grad ersetzen.« Ähnliches wurde während des Zweiten Weltkrieges bei Kindern beobachtet, deren Eltern in Konzentrationslager verschleppt worden waren.[14] Man ging dabei freilich von der relativ kleinen Gruppe, nämlich familienähnlichen Gruppe aus, während in deutschen Kinderheimen die Soll-Stärke der Gruppen schon 15 Kinder beträgt, die Ist-Stärke oft 20, 25 und 30. Vielleicht ist die Fähigkeit der Kinder, »Gruppenkameradschaften« zu bilden eine Erklärung (unter anderen) dafür, daß nicht alle Heimkinder gleich schwere Heimschäden davontragen.

GEFÄHRDETE MÄDCHEN

Margarete M. wurde Ostern 1964 aus der Schule entlassen. Im Sommer 1965 kam sie in das Heim für minderjährige, gefährdete Mädchen. Zwischendurch hatte sie in einer Heimküche gearbeitet. Derweil wohnte sie bei ihrer Mutter, die inzwischen verheiratet war und zwei kleine Kinder hatte. Sie mochte aber den Mann ihrer Mutter nicht, fühlte sich nicht wohl zuhause und hatte angefangen herumzustreunen. Es passierte das, was Mädchen, die in Heimen aufgewachsen sind, öfter passiert: erst stand sie mit gleichaltrigen Jungen in Hauseingängen herum, dann ließ sie sich von Männern ansprechen, – auf der Suche nach einem Vater fand sie schließlich einen Zuhälter. Sie wurde aufgegriffen und kam wieder ins Heim.
Sie kam in die Lehrküche. Und wieder bekam sie eine blaue Schürze, uralter Heimbestand. (Erst seit Februar 1965 gibt es in Hamburg keine Anstaltskleider mehr, sodaß die Neigung, den alten Plünn – Fachleute sprechen von »Heimschlotter« – noch auftragen zu lassen, weniger einer Weltanschauung als der Gewohnheit entspricht.) Sie wohnte mit fünfzehn Mädchen in einer Gruppe, jedes hatte ein Einzelzimmer, wenngleich eine winzige Zelle mit Milchglasscheiben, aber immerhin. Kein Schränkchen in der Zelle, nur ein Tischchen, auf dem der kleine Besitz der Insassin leicht überschaubar ist: Geheimniskrämerei – sprich: Fluchtvorbereitung – unmöglich. Alltags durfte sie am Abend eine Zigarette rauchen, sonntags zwei. Sie hatte Berufsschulunterricht und machte einen Stenokursus mit. Beides machte ihr Spaß. In der Zelle stand auch ein altes Drahtgestell mit angerosteter Waschschüssel, naja. Es war mies.
Ein drei Meter hoher Zaun um das ganze Gelände. Dauernde Bewachung. Das Schlüsselbund. Man hätte es die Mädchen nicht so merken lassen sollen, das Eingesperrtsein. Ein Haus in einem etwas größeren Gelände, wo man den Zaun nicht dauernd sieht, das wäre vielleicht nicht so demütigend gewesen. Aber woher so schnell ein neues Haus nehmen? Die Heimleitung schien ob dieser Dinge längst resigniert zu haben; Sechzehnstundentag, Überbelegung, eine Arbeit, die seelisch und physisch über die Kräfte auch eines Heimerziehers geht, sind die näherliegenden Probleme. Am Rand ihrer nervlichen Spannkraft, haben sie wenig Verständnis, noch weniger Zeit für Diskussionen über bauliche Details etcetera.

13 *Tamara Sternberg: »Zur Entwicklung der mitmenschlichen Beziehungen in den ersten Lebensjahren bei Heimkindern«*, Dissertation, Bern 1962.
14 *D. Burlingham und A. Freud: »Anstaltskinder«*, London 1950.

Von diesem Heim aus kam Margarete M. für drei Tage in die Frauenklinik, aus der sie am 19. Oktober 1965 das erste Mal, am 20. das zweite Mal entlief. Im November rief ein Mann in der Klinik an, der sich mit einem Namen vorstellte, unter dem er nach keinem Telefon- und keinem Adreßbuch ausfindig gemacht werden konnte, weil es ihn zu oft gibt, und erbot sich, Margarete M. zurückzubringen. Die Klinik wies den Mann ab: nachdem das Mädchen zwei Mal entlaufen sei, könnte es nicht wiederaufgenommen werden. Die Jugendbehörde wurde nicht benachrichtigt, auch nicht die Kriminalpolizei.

Die letzte Eintragung in Margarete M.'s Personalakte bei der Jugendbehörde der Stadt stammt vom 20. Oktober 1965. Sollte sie doch noch gefunden werden, würden wir das freilich kaum erfahren können. Die Angst vor gemeiner Indiskretion ist in den Heimen stärker als die Bereitschaft, um öffentliches Verständnis für die Heimarbeit zu werben.

SCHLUSS-BEMERKUNG

Das alles ist nur ein Ausschnitt heutiger Heimerziehung in der Bundesrepublik. Doch er ist symptomatisch. Obwohl man damit rechnet, daß etwa siebzig Prozent aller Heimkinder nicht – wie Margarete M. – scheitern, man spricht von »Lebensbewährung«[15], ist ihre Chance doch vermindert, mehr als eine Gesellschaft, die auf ihre Kulturleistungen stolz sein möchte, es verantworten kann.

Mit dem oftgebrauchten Satz, Heimerziehung könne Familienerziehung nicht ersetzen, wird eine Fragestellung suggeriert, die es praktisch nicht gibt: als ginge es darum, Familienerziehung durch Heimerziehung abzulösen, Familienkinder ohne Not in Heime abzuschieben.

Daß deutschen Heimkindern zu dem ohnehin harten Verzicht auf eine eigene, intakte Familie noch häufiger Heimwechsel, eine unerträgliche personelle Unterbesetzung der Heime und zum Teil miserable bauliche Einrichtungen zugemutet werden, ist nicht der Heimerziehung als solcher anzulasten – womit die offenbaren Mißstände doch nur beschönigt werden –, auch nicht denen, die in den Heimen arbeiten – ist doch pädagogisches Versagen, das die Öffentlichkeit alleweil gruseln macht, nicht die Ursache, sondern meist die Folge der geschilderten Unzulänglichkeiten. Diese aber sind einer Gesellschaft anzulasten, die sich weigert, moralisch und fiskalisch die Mittel aufzubringen, die nötig wären, auch einer Minderheit eine Chance zu geben. Liegt es daran, daß diese Minderheit ökonomisch und kommerziell uninteressant ist?

---

15 *Lieselotte Pongratz und Hans Odo Hübner: »Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung«*, Darmstadt-Berlin-Neuwied 1959.